

Zusammenfassung der Ergebnisse

Ausgangsfragen und Herangehensweise

Die Untersuchung wirft einen genaueren Blick auf die Situation von lesbischen/bisexuellen Frauen und Trans* Menschen im Zusammenhang mit Gewalt und Mehrfachdiskriminierungen. Darüber hinaus liefert sie Daten, um Empfehlungen an spezifische Beratungs- und Unterstützungsangebote zu formulieren, und wirft neue Forschungsfragen im Feld der Queer Studies auf.

Im Gegensatz zur Mehrheit der im deutschsprachigen Raum existenten Studien zu Diskriminierungen im Zusammenhang mit nicht-normativen Lebens- und Liebesweisen fokussiert die vorliegende Untersuchung explizit die Beziehung von Rassismus, (Hetero-)Sexismus und Trans*Diskriminierung. Zum einen wird dadurch die Präsenz von Migrant_innen, Trans*Personen und People of Color in queeren und lesbischen/bisexuellen Kontexten sichtbar, womit auch die Konstruktion „weiße westliche emanzipierte LSBT*“ versus „homophobe migrantische und diasporische Communities“ als solche hinterfragt wird. Zum anderen wird ein Blick auf die spezifische Qualität von Diskriminierungs- und Gewalt-erfahrungen von Menschen mit Mehrfachzugehörigkeiten und die besondere soziale Verletzlichkeit dieser Gruppen gelenkt – wie auch die Widerstandsstrategien, die hier ausgemacht werden können.

Hierfür wurde eine Fragebogenerhebung durchgeführt und mit einer qualitativen Untersuchung kombiniert. 2.143 Studienteilnehmer_innen haben den Fragebogen beantwortet, davon 1.483 den Online- und 660 den Papierfragebogen. Es wurden sechs Intensivinterviews geführt. Die Fragebogenerhebung und die Interviews fanden zwischen August und November 2011 statt. Im Juni 2012 fand zusätzlich eine vertiefende Gruppendiskussion mit Lesben und Trans* of Color statt.

Die Studienteilnehmer_innen

Für die quantitative Erhebung konnten Studienteilnehmer_innen aus allen Bundesländern gewonnen werden, wobei der größte Anteil auf Berlin (27,2%) und Nordrhein-Westfalen (18,3%) entfällt. Das Durchschnittsalter liegt bei 33 Jahren und die große Mehrheit der Studienteilnehmer_innen lebt in Großstädten oder in einer Metropole. Die untersuchte Gruppe ist überdurchschnittlich gut ausgebildet: Die meisten Studienteilnehmer_innen (63,2%) haben Abitur oder eine fachgebundene Hochschulreife und 45,9% haben einen Fachhochschul- bzw. Hochschulabschluss erworben. 28,3% haben einen betrieblichen Berufsabschluss.

Die große Mehrheit der Studienteilnehmer_innen (92,9%) ist im Besitz der deutschen Staatsbürgerschaft. Insgesamt 550 Teilnehmende (25,7%) geben an, eine familiäre Migrationsgeschichte zu haben. Lediglich 92 Personen geben an, selbst nach Deutschland migriert zu sein (4,3%). Insgesamt haben 228 Trans*Personen an der Studie teilgenommen. 316 Studienteilnehmer_innen haben Kinder bzw. eine Verantwortung für Kinder übernommen. Insgesamt 89 People of Color haben an der quantitativen Studie teilgenommen.

Die Teilnehmenden an den sechs biografischen Interviews und der Fokusgruppendifkussion haben unterschiedliche (Mehrfach-)Diskriminierungserfahrungen. Die Ergebnisse der Interviews erlauben es, vertiefend zur quantitativen Befragung einen genaueren Einblick in die Art und Weise zu nehmen, wie und wo Diskriminierungen und Gewalterfahrungen erlebt werden und welche Strategien vor allem bei Mehrfachdiskriminierungen entwickelt werden.

Ergebnisse

a) Das Konzept „Mehrfachdiskriminierung“ verknüpft Debatten und eröffnet Denkräume

Die Untersuchungen machen zuvorderst deutlich, dass es einen großen Bedarf an intensiveren Debatten im Zusammenhang mit unterschiedlichen Diskriminierungserfahrungen gibt. Das Konzept der „Mehrfachdiskriminierung“ erweist sich dabei als ein guter Katalysator, der Fragen nach differentiellen Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen ermöglicht, ohne diese sogleich zu hierarchisieren. Die qualitative Studie ermöglicht einen Einblick auch in die kontroversen Diskussionen zum Konzept der „horizontalen Diskriminierung“. Zum einen sind die Verschränkungen von Rassismus und (Hetero-)Sexismus, Cissexismus/Trans*Diskriminierung sehr präsent. Zum anderen werden verschiedene Diskriminierungsebenen nicht immer als gleichwertig erfahren. So zeigt sich, dass der alltägliche Rassismus, den Queers of Color erfahren, in seiner Qualität des „Sich-nicht-entziehen-Könnens“ als belastender beschrieben wird als etwa der alltägliche (Hetero-)Sexismus.

Insgesamt 444 Teilnehmer_innen (20,7%) haben den Fragebogen – zum Teil sehr detailliert – kommentiert. Auf 128 Papierfragebögen (19,4%) finden sich zudem ausführliche Randbemerkungen zu einzelnen Items. Zu jedem Themenbereich des Fragebogens hat ein großer Teil der Studienteilnehmer_innen die Gelegenheit genutzt, auf weiterführende bzw. offene Fragen detailliert zu antworten. Dies kann als Indiz für einen starken Bedarf an weitergehenden Diskussionen – nicht nur zu „Mehrfachdiskriminierungen“ – gelesen werden. Die qualitative Studie hat zudem gezeigt, dass gewaltvolle und diskriminierende Erfahrungen von den Befragten mit Mehrfachzugehörigkeiten als eine Alltagserfahrung erlebt werden, die aber dennoch – oder gerade deswegen – nicht immer klar artikulierbar sind. In vielen Fällen treffen wir auf die Grenzen der sprachlichen Darstellbarkeit: Die Aussage einer Teilnehmenden „...nicht so greifbar und trotzdem real“ bringt diese Tatsache auf den Punkt.

b) Selbstverständnis in Bewegung

Die Studie konnte eindrucksvoll zeigen, dass eindeutige Identitätsbeschreibungen innerhalb marginalisierter Gruppen an Dominanz verlieren. Der Verweigerung von Zugehörigkeit wird unter anderem mit Eingriffen in Zuschreibungs- und Beschreibungspolitiken begegnet. Diese Verweigerungsstrategien weisen (sprachlich und inhaltlich) ein breites Spektrum von der strikten Ablehnung herkömmlicher Identitätsbeschreibungen hin zu spezifischen Differenzierungen und oft kreativen Beschreibungen auf. Die komplexen Alltagserfahrungen benötigen offensichtlich eigene Kategorien, Codierungen etc. Die Befragten zeigen sich hier experimentierfreudig und wir können ein deutliches Transformationspotenzial erkennen. War es in den 1980er- und 1990er-Jahren innerhalb sozialer Bewegungen noch wichtig – wie etwa der Lesbenbewegung –, eine Bezeichnung für die nicht-normative Lebensweise und/oder andere durch Ausgrenzung bestimmte Markierungen zu finden, so müssen wir heute von einer schrittweisen Erodierung klarer Selbstrepräsentationen ausgehen. So werden etwa die Kategorien „Lesbe“ und „Frau“ von vornherein verworfen. Obschon 70,8%, gefragt nach ihrer sexuellen Lebensweise/Orientierung, „lesbisch“ angeben, haben in Bezug auf die lesbische Lebensweise nur 52,9 % eindeutig dem Item „Ich bin lesbisch“ zugestimmt und Möglichkeiten wie „Ich habe schon mal

als Frau eine Frau geliebt“ gewählt. Und obschon 83,9% sich als „Frau“ bezeichnen, geben nur 58,8% an, sie würden sich als „weiblich“ bezeichnen. 8,1% bezeichnen sich als entweder Trans*, Transgender, transsexuell, Polygender oder transident. Immerhin 2,2% geben an, auf der Suche zu sein. 1,3% schließlich bezeichnen sich als „Polygender“ und 1,2% als „Mann“. Im Gegensatz zu anderen Studien, die von einer klaren Selbstrepräsentation ausgehen, deutet die vorliegende Studie auf die Brüchigkeit von Identitätskategorien hin und eröffnet zudem Räume, um diese sichtbar werden zu lassen.

Auch auf die Frage nach den Selbstbezeichnungen bezüglich nationaler/ethnischer/kultureller Zugehörigkeit wurden vielfältige und differenzierte Antworten gegeben, während etwa die Bezeichnung „Mensch mit Migrationshintergrund“ Kritik erfuhr. Je verletzlicher die soziale Positionierung, desto ausdifferenzierter scheinen die Selbstbezeichnungen zu sein. Sehr viele Teilnehmende stellten Kategorisierungen generell infrage und kommentierten dies, wann immer der Fragebogen dies zuließ. Wir können ein deutliches Unbehagen mit Homogenisierungen und Essentialisierungen wahrnehmen, wenn diese auch bei besonders sozial verletzlichen Gruppen paradoxerweise verstärkt zu vernehmen sind. Es scheint, als ob die stärkste kategoriekritische Position von denen eingenommen werden kann, die aufgrund von erlebten Diskriminierungserfahrungen sensibilisiert genug sind, aber gleichzeitig über genügend Ressourcen verfügen, um ein Dazwischen aushalten zu können.

c) Prävalenz von Diskriminierungserfahrungen

Es ist ein bemerkenswertes Ergebnis der qualitativen Studie wie auch der Fragebogenerhebung, dass Abwertungen und Beschämungen aufgrund gender-nonkonformen Verhaltens im Alltag von den Betroffenen zu einem sehr großen Teil als Normalität wahrgenommen werden. Ein Effekt multipler Diskriminierungen scheint zu sein, dass eine Gewöhnung an Diskriminierungspraxen einsetzt.

Im Zusammenhang mit der lesbischen/bisexuellen Lebensweise geben 30,7% der Teilnehmenden an, mindestens einmal am Arbeits- bzw. Ausbildungsplatz gemobbt worden zu sein, und 59,2% geben an, dass Diskriminierungen hier weit verbreitet sind. 72,6% der Teilnehmenden glauben, dass ihre Leistungen im Bildungsbereich aufgrund ihrer lesbischen/bisexuellen Lebensweise vergleichsweise schlechter bewertet wurden. Die Schule und das Elternhaus, so wird in der qualitativen Studie deutlich, erweisen sich nicht nur als heteronormative Regulierungsinstanzen, sondern in ihrem Versuch, „integrierte Bürger und Bürgerinnen“ herzustellen, auch als wichtige Reproduktionsorte für Rassismus, (Hetero-)Sexismus und Trans*Diskriminierung.

26,8% der Studienteilnehmer_innen geben an, dass eine lesbische/bisexuelle Lebensweise negative Auswirkungen auf die Chancen hat, von der Polizei geschützt zu werden. Im Gesundheitsbereich geben etwa 20% an, vom medizinischen Fachpersonal respektlos behandelt worden zu sein, und 30% geben an, die Erfahrung gemacht zu haben, als heterosexuell angesprochen worden zu sein, obschon ihre lesbische/bisexuelle Lebensweise bekannt war.

Die im politischen Diskurs wie auch im Alltagsdiskurs häufig infrage gestellte Diskriminierungsrealität von Menschen mit nicht-normativen sexuellen Lebensweisen, Praxen und Genderperformances haben allen liberalen Reden zum Trotz in Deutschland weiterhin Bestand. Insbesondere Menschen, die aufgrund multipler Zugehörigkeiten zu besonders verletzlichen sozialen Gruppen zählen, berichten nach wie vor von massiven Alltagsdiskriminierungen. Die vorhandenen Schutzräume reduzieren sich dabei mit zunehmender Verletzlichkeit. So erweisen sich selbst alternative Räume wie etwa lesbische/bisexuelle Kontexte oder queere Orte für LGBTIQ* of Color nicht unbedingt mehr als Schutzräume.

d) Cissexismus/Trans*Diskriminierung

Insgesamt 228 Personen haben den Fragebogenbereich, der sich explizit an Trans*Personen richtete, beantwortet. Mehrere Trans*Personen haben zudem auch an der qualitativen Studie teilgenommen.

Die Aussagen der an der Studie teilgenommenen Trans*Personen bezüglich Diskriminierungen im Alltag hängen stark davon ab, ob ihre Lebensweise und ihr Trans*Sein bekannt bzw. sichtbar sind. Trans*Personen erleben vor allem Diskriminierungen in Form von Beschimpfungen, Beleidigungen, verachtendem und demütigendem Verhalten. Ein Drittel der Trans*Personen gibt an, bereits Erfahrungen mit sexualisierter Gewalt gemacht zu haben. Sehr hoch sind die Nennungen für verbale Zu-dringlichkeiten, z.B. sexualisierte Fragen zur Körperlichkeit und belästigende Fragen zum Trans*Sein. Die Hälfte der befragten Trans*Personen erlebt die meisten zusätzlichen Diskriminierungserfahrungen am Arbeits-/Ausbildungsplatz, gefolgt von negativen Erfahrungen im Gesundheitsbereich (44,7 %). Diese Ergebnisse können durch die qualitative Analyse bekräftigt werden und entsprechen aktuellen Studien zur Lebensrealität von Trans*Personen und zu Cissexismus und Transphobie.

Die geringsten Diskriminierungserfahrungen werden an lesbischen/bisexuellen Orten gemacht, ob-schon auch hier 28,4% der befragten Trans*Personen angeben, nicht akzeptiert oder aktiv diskrimi-niert worden zu sein. Mit 50% werden die meisten Diskriminierungserfahrungen am Ausbildungs- und Arbeitsplatz gemacht. Auch die negativen Reaktionen in Ämtern und Behörden sind in der Ten-denz höher als in der Gesamtpopulation der Befragten. 35,5% geben an, hier abgelehnt oder aktiv diskriminiert worden zu sein.

124 von 197 Personen (63%) geben an, dass es sie sehr belastet, dass ihr Trans*Sein als „psychische Störung“ gilt. 70 von 133 Befragten (52,6%) geben an, dass das amtliche Verfahren zur Geschlechts-angleichung sie so sehr beansprucht, dass ihr Lebensalltag darunter leidet.

d) Mehrfachzugehörigkeiten: größere Verletzlichkeit versus Zuwachs an Handlungsmacht

Etwa die Hälfte der Studienteilnehmer_innen beantwortete die Fragen, die sich direkt auf „Mehrfachdiskriminierung“ bezogen. Wenn eine „Mehrfachdiskriminierung“ angenommen wird, verschie-ben sich insbesondere die „Orte“ der Diskriminierung. Für People of Color, die nicht-normativ leben und lieben, kann der öffentliche Raum durchaus als ein Gefahrenraum wahrgenommen werden. Ins-besondere in der Fokusgruppendifkussion wurde sichtbar, dass Diskriminierungserfahrungen auf der Straße nicht nur als Normalität wahrgenommen werden, sondern dass gewalttätige physische Über-griffe auch am helllichten Tage immer wieder vorkommen.

52,2% derjenigen, die von „Mehrfachdiskriminierung“ betroffen sind, geben an, mindestens einmal in der Familie/Verwandtschaft diskriminiert worden zu sein. In der Tendenz wird sichtbar, dass Dis-kriminierungserfahrungen zunehmen, wenn nur diejenigen befragt werden, die von sich selber sa-gen, „aus mehreren Gründen diskriminiert“ zu werden. Es geht damit jedoch auch potenziell ein Zu-wachs an Handlungsmacht einher.

Über die Hälfte der von Mehrfachdiskriminierung Betroffenen gibt an, dass es ihnen schwer fällt, sich gegen Diskriminierungen zur Wehr zu setzen, weil nicht immer klar erkennbar ist, warum sie diskri-miniert wurden. Trans* und People of Color sind zudem aufgrund ihrer Sichtbarkeit einem höheren Diskriminierungsniveau ausgesetzt, wobei sich herausgestellt hat, dass das Ausmaß an körperlicher

Gewalterfahrung sowohl bei Trans*Personen als auch bei People of Color insgesamt tendenziell höher ist als bei der Erhebungsgesamtpopulation.

Allgemein werden bei Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen selten Polizei oder andere rechtliche Stellen zur Hilfe gerufen, da nicht davon ausgegangen wird, dass den Betroffenen geholfen wird. Diesbezügliche negative Erfahrungen scheinen eher die Regel als die Ausnahme darzustellen.

Je vielschichtiger Diskriminierungen sind, desto mehr erweisen sich Konzepte wie „Inklusion“ bzw. die viel gepriesenen Diversitätsansätze als Worthülsen und die damit initiierten Strategien als wenig hilfreich im gesellschaftlichen bzw. Arbeitsalltag. Dies belegen eindrucksvoll die Interviews mit Trans*Personen und People of Color, die lesbisch leben und/oder sich als Trans* verstehen: Diese Gruppe thematisiert und problematisiert präzise die Forderung nach der Notwendigkeit, sich den zunehmenden Sensibilisierungen und Bedürfnissen nach Mehrfachzugehörigkeiten zu stellen. Sie formulieren zudem ein scheinbar fehlendes Interesse seitens der politischen Träger an ihrer sozialen Situation.

Allerdings kann auch festgestellt werden, dass eine Mehrfachzugehörigkeit die Möglichkeit bietet, alternative Umgangsweisen mit Diskriminierungen zu entwickeln. Dies belegen insbesondere die Ergebnisse der qualitativen Studie, die auch zeigen, dass der Umgang mit dem geradezu sozial verordneten Coming-out problematisch ist und das Coming-out insgesamt stärker hinterfragt werden müsste.

e) Unterstützung und Beratung

Nach Erfahrungen mit Gewalt befragt, gab die Mehrheit aller Befragten an, dass psychische und verbale Gewalt überwiegt (s. oben). Gleichzeitig ist Gewalt, wie die qualitative Studie zeigt, erschreckend präsent im Leben von lesbischen/bisexuellen Frauen und Trans*Personen.

83,5% aller Teilnehmenden der Fragebogenerhebung suchen bei Diskriminierungserfahrungen Unterstützung bei der Familie, Partner_innen oder Freund_innen. Immerhin haben sich 67,6% bei erfahrenen Diskriminierungen direkt gewehrt. 44,9% haben sich an die Community/Szene oder soziale Netzwerke gewandt und 42,5% haben sich engagiert (politische Aktionen etc.).

Lediglich 18,1% geben an, eine psychosoziale Einrichtung aufgesucht zu haben – allerdings haben 33,3% Unterstützung in Selbsthilfegruppen u.ä. gesucht, die oft von den Beratungsstellen initiiert werden. Wird nach Beratungsstellen bei Gewalterfahrungen gefragt, zeigt sich, dass die meisten Befragten diese spezialisierten psychosozialen Beratungsstellen in Anspruch nehmen.

Überraschend war auch, dass die befragte Gruppe der qualitativen Studie über überdurchschnittlich viel Therapieerfahrung verfügt. Therapie wird u.a. als eine Möglichkeit gesehen, um mit den ständig präsenten Alltagsdiskriminierungen und Gewalterfahrungen einen Umgang zu finden bzw. diese Erfahrungen zu verarbeiten. Beklagt wurde an dieser Stelle insbesondere, dass es nur wenige Therapeut_innen gibt, die sich mit Mehrfachdiskriminierungen auskennen und/oder rassismuskritische Positionen einnehmen.

Besonders gering ist die Anzahl der Personen, die eine Antidiskriminierungs-/Antigewaltstelle aufsuchten – nämlich nur 2,4%. Bei Diskriminierungserfahrungen scheinen spezifischere Angebote nachgefragt zu sein. So haben 50% der Trans*Menschen Trans*Beratungsstellen konsultiert. Interessant ist auch, dass nur selten rechtliche Schritte eingeleitet werden und dies dann zumeist als nicht be-

sonders hilfreich bewertet wird. Lesben und Trans* of Color, dies zeigt die qualitative Auswertung, hegen ein großes Misstrauen gegenüber staatlichen Institutionen. Die erfahrenen (nicht nur) strukturellen Diskriminierungen haben das Verhältnis zu Staat und staatlichen Institutionen deutlich belastet.

Die meisten Studienteilnehmer_innen nutzen entsprechend ihren Angaben häufiger alternative psychosoziale Angebote und Angebote, die aus (ehemaligen) Selbsthilfeinitiativen hervorgegangen sind, als etwa städtische Beratungsangebote.

Sehr häufig wird auf das mangelnde Angebot von Beratungsstellen in Wohnortnähe hingewiesen. Dies betrifft sowohl den Mangel an spezifischen Beratungsstellen für bestimmte Anliegen (wie Angebote für lesbische oder bisexuelle Lebensweisen, Trans*Sein, Migrationserfahrungen, rassistische Diskriminierungserfahrungen) als auch einen generellen Bedarf an Beratungsstellen in erreichbarer Nähe. Interviewte, die nicht in der Großstadt leben, gaben an, dass sie zum Teil weite Fahrten in Kauf nahmen bzw. nehmen, um eine spezifische Selbsthilfegruppe, Beratung oder Therapie in Anspruch zu nehmen.

Die Zufriedenheit mit den genutzten Beratungsstellen ist dagegen grundsätzlich hoch. Tendenziell höhere Zufriedenheit erreichen die Beratungsangebote, die als Treffpunkte und Selbsthilfegruppen organisiert sind bzw. inzwischen institutionalisierte ehemalige Selbsthilfeinitiativen von betroffenen Gruppen (Lesbenberatungen, Frauenberatungen, Frauenhäuser und Trans*Beratungsstellen).

Ausblick

Die aufwendige Studie ermöglichte einen Einblick in die Prävalenz von Diskriminierung und Gewalterfahrungen lesbischer/bisexueller Frauen und Trans*Menschen. Darüber hinaus wirft sie aber auch Fragen bezüglich der Erforschung der Dynamiken zwischen unterschiedlichen Formen von Diskriminierungen auf. Die Fokussierung auf (Hetero-)Sexismus, Rassismus und Cissexismus/Trans*Diskriminierung konnte gewissermaßen exemplarisch zeigen, wie Personen, die multiplen Diskriminierungen ausgesetzt sind, Mehrfachzugehörigkeiten erleben und ihre Navigation durch die differenten Formen alltäglicher Diskriminierung arrangieren.

Für die Antidiskriminierungsarbeit und die Arbeit in Lesben- und Trans*Beratungsstellen ergibt sich vor allem die Notwendigkeit einer Hinterfragung oder Reformulierung von Konzepten wie „Coming-out“, „Homophobie“, „Transphobie“ und die Auslotung neuer Möglichkeiten, Ausschlussprozessen präventiv zu begegnen und Vernetzung unterschiedlicher Gruppen voranzutreiben.